

Kultur : unterwegs als Sprachbotschafter

Autor(en): **Dean, Martin R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **32 (2005)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-911574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unterwegs als Sprachbotschafter

VON MARTIN R. DEAN

IM HERBST 2001 packte ich wieder einmal meinen Koffer und reiste, auf Einladung der Pro Helvetia, nach Japan. Endlose Stunden flog ich über die sibirischen Einöden, schneeverhangene, kahle Hügelzüge, die im wechselnden Licht des Tages zu Tierrücken, Echsenkörpern und Monsterwesen wurden. Unter mir lag eine Landschaft, bei der mir nur das Wort «menschenleer» entgegen sprang. Stunden nach meiner Ankunft in Tokio-Narita klammerte ich mich schwindelnd, im Sturm Hunderter vorbeieilender Passanten in der U-Bahn-Station Shibuya, an einen Betonpfeiler. Ich war durch das Nadelöhr der Menschenleere an einen der dicht besiedeltesten Punkte auf der Welt gerutscht.

Was bringt man als Schriftsteller aus der Schweiz mit in ein fernöstliches Land wie Japan? – Zuerst ein langes Erstaunen, das nur zögerlich dem Begreifen weicht. In Tokios Strassen gibt es keine Namen und ich verirrete mich immer aufs Neue. Die Schrift konnte ich nicht entziffern, und die Gesichter der Japaner und Japanerinnen erschienen mir fast ununterscheidbar.

Bei den Lesungen aber begann eine Zeremonie des Austauschs, die sich in Abendessen, weiteren Begegnungen und Gesprächen fortsetzte. Japan ist kein offenes, aber ein neugieriges Land. Ich versuchte, über mich, mein Schreiben und das Land, in dem ich lebe, Auskunft zu geben, und merkte, wie sich mein Verhältnis zur Schweiz allmählich veränderte. Von Japan aus gesehen wurde mir die Schweiz offener, spontaner und lebenszugewandter. Ich offenbarte meine grosse Liebe für japanische Gärten und musste im Gegenzug über die Rolle des Bauernstandes Auskunft geben, der uns unsere Landschaft kultiviert; vielleicht war der Acker und die liebliche Weide so etwas wie der authentische Schweizer Garten.

Als ein japanischer Germanist Teile meines Buches «Monsieur Fume oder Das Glück der Vergesslichkeit» übersetzte und eine Studentin daraus vorlas, begriff ich plötzlich mehr von der japanischen Schwe-

relosigkeit und diesem Sog in eine leere Mitte. Ich hörte im eigenen, fremd gewordenen Text die strenge Ordnung der Farben und Gerüche, die das Innerste dieses Inselreichs zusammenhält. Habe ich damit etwas von Japan verstanden? Haben sie mich verstanden? Für die Dauer einer Leserreise musste ich mich mit Projektionen begnügen – sie sind Verständigungsangebote und Übersetzungshilfen, die das Missverständnis nie ausschliessen, und die deshalb dem Schriftsteller keinen schlechten Dienst tun.

Etwas weniger Fantasie hatte meine Leserreise in die USA beansprucht. In einem gelben Taxi schaukelte ich die 5th Avenue entlang und fuhr mit dem Lift in den 35. Stock eines Wolkenkratzers, um ein Radio-Interview zu geben. Im Sender arbeiteten vor allem Schwarze. Als ich ein Stück aus meinem «Guayanaknoten» vortrug, fragten sie mich, ob das Knotenknüpfen eine schweizerische Volkskunst sei und ob der Schweizer vor allem Knoten sammle. Sie interessierten sich ebenso für die schweizerische wie für die karibische Seite meiner Herkunft; dass ein Schweizer einen Teil seiner Vorfahren aus der Karibik hat, war ihnen keine Frage wert. Gerade deswegen haben sie mich einen Moment mit mir in Einklang gebracht.

Gegenüber der Musik und der bildenden Kunst, die mühelos Grenzen überwinden, scheint die an die Sprache gebundene Literatur als Botschafterin im Nachteil.

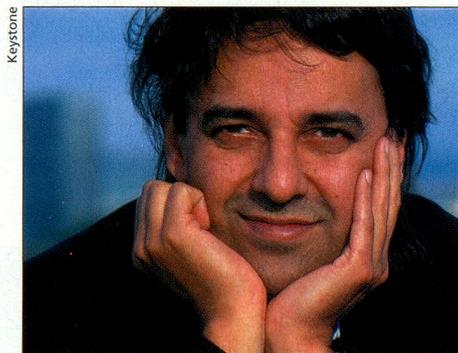
Andrerseits kann der Sprachbotschafter ein differenzierteres Bild seines Landes geben als der Künstler oder Musiker. Allerdings erzählt ein Schriftsteller auf Leserreise nie einfach von seinem Land, sondern immer zugleich von seinem Verhältnis zu diesem Land. Und er gerät dabei unweigerlich in einen internationalen Diskurs, muss über die Stereotypen seines Landes – Milch, Käse, Schokolade und Heidi – Bescheid wissen, wie er auch das Typische benennen muss. Sein Innenblick muss zugleich ein Aussenblick sein. Denn wer im Auftrag der Pro Helvetia eine Reise tut, hat sofort Kontakte zu Exilschweizern, japanischen Germanisten, Korrespondenten und Kulturattachés, d. h. zu einer bunt zusammengewürfelten

international community, die weder Exotismus des Fremden noch Heimwehgefühle gelten lässt.

Die Erfahrung dieser Offenheit kann der Literatur indirekt zu Gute kommen. Denn im Vergleich mit der angelsächsischen oder frankophonen Literatur leidet die deutschsprachige Literatur meines Erachtens an einer Selbstisolation. Dies hat ihr weltweit den Ruf des Eigenbrödlischen und des Provinziellen eingetragen. Dem kann der Sprachbotschafter auf Reisen aber abhelfen, indem er die Vielfalt, Offenheit und gar Modellhaftigkeit der Literatur gegen das Gepräge des Nationalen setzt.

Kein Zweifel also: Wer reist, macht Erfahrungen, die seine Bücher bereichern. Irgendeinmal, so meine Hoffnung, kann der Autor dieses Geschenk zurückgeben. Zum Beispiel, wenn die eigenen Bücher übersetzt und so einem breiteren Kreis zugänglich werden. Denn Bücher sind Schmuggelware, sie können sich in den Köpfen vervielfältigen und dort den Keim der Verständigung zwischen den Völkern legen. Die beeindruckendste Neugier auf Schweizer Literatur erfuhr ich in Indien. Wochen nach meiner Leserreise durch den Subkontinent erhielt ich Post. Indische Studentinnen und Studenten berichteten mir, wie sie meinen Roman «Meine Väter» (auf Deutsch!) gelesen und verstanden hätten und legten mir die englische Übersetzung indischer Autoren bei. So begann ein Tauschhandel, der bis heute nicht versiegt ist. Die Schweizer Literatur hat in Indien Freunde gefunden. Wird die indische Literatur an unsere Türe klopfen, steht ihr hoffentlich das Gleiche bevor.

Martin Dean wurde 1955 im aargauischen Menziken als Sohn einer Schweizerin und eines indischstämmigen Vaters aus Trinidad geboren. Er lebt heute als Schriftsteller, Journalist und Essayist in Basel. www.mrdean.ch



Martin R. Dean: Sprachbotschafter.